

TOM ROTH
CO₂ – Welt ohne Morgen

Titel auch als Hörbuch erhältlich

TOM ROTH

**WELT
OHNE
MORGEN**

2

THRILLER

LÜBBE

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen



Originalausgabe

Dieser Titel wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Kossack

Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Einband-/Umschlagmotiv: © Komsan Loonprom/shutterstock.com

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro/ITC Avant Garde Gothic

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7857-2706-5

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter: www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Dies ist ein Roman. Sämtliche Personen und Geschehnisse sind frei erdacht und entspringen ausschließlich der Fantasie des Autors. Das gilt leider nicht für den Klimawandel, der real ist. Ähnlichkeiten von Namen zu denen lebender Personen sind nicht beabsichtigt und rein zufällig.

Wir sind nicht nur verantwortlich für das, was wir tun,
sondern auch für das, was wir nicht tun.

Molière

PROLOG

»Hannah, ganz ruhig. Dir passiert nichts! Bleib einfach gerade sitzen, und schau in die Kamera. Das ist doch nicht so schwer!« Die blecherne Stimme kam aus einem Walkie-Talkie, das jemand mit blauem Klebeband ganz oben an die Innenseite der Glasscheibe geklebt hatte.

Hannah versuchte, ihre Atmung zu beruhigen. Der Südostpassat hatte in den vergangenen Tagen heiße Luftmassen im Gepäck gehabt; die Hitze war tagsüber selbst im Schatten kaum zu ertragen. Aber hier drinnen, in der engen, rundherum verglasten Kabine, hatte die Luft sich noch weiter aufgeheizt. Es herrschten mindestens fünfzig Grad. Schweiß rann ihr über die Stirn. Das Blut pochte in der Beule an ihrer Schläfe, die auch nach Tagen noch höllisch schmerzte. Ihr Mund war staubtrocken. Schon vor zehn Minuten hatte sie einen Schluck Wasser verlangt, doch Nicolas hatte ihre Bitte einfach ignoriert. Nun saß er keine drei Meter entfernt von ihr auf dem Gartenstuhl aus Plastik, in der rechten Hand das andere Walkie-Talkie. Auf dem Kopf trug er die rote Schirmmütze, darüber ein Headset.

»Schau in die Kamera, Hannah!« Jetzt klang er sogar böse.

Angestrengt blickte sie auf das Objektiv der Webcam, die außerhalb der Kabine in Kopfhöhe auf einem Stativ befestigt war. Ihr Auge brannte wie Feuer. Zwar konnte sie mittlerweile wieder besser sehen, aber es war noch immer blutunterlaufen.

»Ich will hier raus!«, stöhnte sie. »Bitte!«

»Halte durch. Noch eine Minute, dann bist du live.«

Sie drehte sich um und sah zu dem roten Gummischlauch, der direkt hinter ihr in die Kabine hineinführte, gerade so, dass die Kamera ihn noch erfasste. Das Loch um den Schlauch herum war sorgfältig mit Silikon abgedichtet.

Langsam wurde ihr schlecht. Es musste an der Gluthitze hier drin liegen. Flehend schaute sie zu Nicolas und faltete die Hände wie zum Gebet. »Bitte lass mich raus!«, flüsterte sie.

»Schatzi, du machst das ganz wunderbar!«, sagte er. Obwohl er versuchte, beruhigend zu klingen, vibrierte seine Stimme vor Nervosität.

Schatzi. Sie war fünfzehn, und er behandelte sie und die anderen wie Kinder.

Draußen kam Hektik auf. Nicolas hob den Zeigefinger und gab ihr damit das Zeichen, dass es endlich losging. Sie rutschte auf dem schmalen Hocker nach vorne.

»Jahrelang habt ihr nicht hören wollen«, begann er, seinen Text aufzusagen. Seine Stimme klang jetzt ungewohnt hart. »Ihr habt das Todesurteil über unseren Planeten gefällt und damit auch über die zukünftigen Generationen.«

Nicolas' Worte schmerzten ihr in den Ohren.

»Es ist leicht, wenn man das Sterben nicht sieht. Wir haben euch gezwungen hinzuschauen. Wir haben es nicht länger geduldet, dass ihr die Folgen eures mörderischen Handelns weiterhin ignoriert.«

Sie schnappte nach Luft, doch ihr Brustkorb fühlte sich an, als wäre er mit Zement gefüllt. Ihr Herz raste.

Was passierte mit ihr? In ihren Händen begann es zu kribbeln. Das Stativ mit der Kamera schwankte. Ihre Mutter kam ihr in den Sinn. Die letzten Tage hatte sie sie so sehr vermisst. Vor ihren Augen tanzten schwarze Flecken. Was geschah hier nur mit ihr? Konnte sie sich so in Nicolas getäuscht haben?

Sie drehte sich um und starrte erneut auf die schwarze Öffnung des Schlauchs.

In diesem Augenblick schien der Hocker unter ihr zu kippen. Der Boden glühte vor Hitze.

»Wir haben euch die Chance gegeben, eure Fehler zu korrigieren, darüber zu entscheiden, ob unser Planet sterben wird.«

Nun war Nicolas weit entfernt. Sie spürte, wie sie langsam das Bewusstsein verlor.

»Ihr hattet es in der Hand, ob Hannah leben oder sterben wird. Jetzt ist die Zeit abgelaufen.«

14 Tage zuvor

1

Heron Island, Queensland, Australien

»Oh, sind die süß!« Ayumi, die kleine Japanerin, ging in die Hocke und hielt schützend die Hände über die Schildkröten.

»Abstand halten, Leute!«, mahnte Laura.

»Maledetto! Die verdammten Vögel fressen sie alle auf«, rief Lorenzo und versuchte, die Möwen mit seinem Stock zu verscheuchen. Die Vögel kreisten aufgeregter schreiend über ihren Köpfen. Zwei von ihnen waren bereits heruntergeschossen und hatten sich zu Hannahs Entsetzen jeweils eines der frisch geschlüpften Schildkrötenkinder geschnappt.

»Wir lassen sie in Ruhe«, sagte Laura mit einem Lächeln. »Ich weiß, am Anfang fällt es schwer, sich zurückzuhalten, gerade weil die kleinen Babys so hilflos erscheinen. Aber wir alle müssen uns wieder daran gewöhnen, nicht in die Natur einzugreifen. Wir sind weder Schöpfer noch Retter. Die Möwen brauchen Nahrung, um zu überleben, und sie haben auch ihren hungrigen Nachwuchs zu versorgen.«

Gut hundert Meter den Strand hinunter klatschte eine Gruppe Touristen aufgeregter in die Hände; zwei Frauen schwangen ihre geöffneten Regenschirme gen Himmel. Ihnen hatte offenbar niemand gesagt, dass sie sich zurückhalten sollten.

»Normalerweise warten die geschlüpften Schildkröten bis zur Flut am Abend und orientieren sich auf ihrem Weg ins Meer am Mond. Das Unwetter heute Morgen wird sie irritiert haben. Zu dieser Tageszeit ist das Wasser noch viel zu weit entfernt.« Laura zeigte hinaus aufs Riff.

Hannah schätzte sie auf achtzehn, neunzehn Jahre. Sie war blond, sonnengebräunt, redete schnell und mit starkem australischen Akzent. Selbst Hannah, die sehr gut Englisch sprach, musste sich konzentrieren, um jedes Wort zu verstehen. Laura hatte sich ihnen nach dem Frühstück als Mitarbeiterin des Inselressorts vorgestellt und angekündigt, dass sie mit ihnen heute einen Spaziergang hinaus aufs Riff unternehmen würden.

»Mit etwas Glück wird es eine Handvoll bis übers Riff schaffen«, ergänzte Laura. »Die anderen enden als Möwenfutter.« Sie wandte sich wieder gen Meer. »Lasst uns weitergehen!«

Hannah musste schlucken, nur eine Handvoll? Besorgt blickte sie noch einmal zu den Schildkrötenbabys zurück und folgte widerwillig dem Rest der Gruppe. Am liebsten hätte sie alle der kleinen Panzertierchen eingepackt und zum Wasser gebracht.

Nachdem auch die letzten Wolken sich verzogen hatten, schien wieder die Sonne. Hier auf der Südhalbkugel begann der Sommer gerade erst. Das überdimensionierte Thermometer am Eingang des Hotels hatte herrliche vierundzwanzig Grad angezeigt. Das perfekte Wetter für einen perfekten Tag. Zu Hause in Berlin hatte bei ihrer Abreise der Winter vor der Tür gestanden. Auf dem Weg zum Flughafen hatten sie morgens sogar die Autoscheiben frei kratzen müssen. Bei dem Gedanken an Berlin und ihre Mutter empfand Hannah wieder jenes seltsame Ziehen in der Herzgegend. In letzter Zeit war so vieles zwischen ihnen falsch gelaufen ...

»Drücken deine Schuhe auch so?« Stina hielt sich an Hannahs Schulter fest und fasste sich an den rechten Fuß. Sie kam aus Kopenhagen und war mit ihren dreizehn Jahren jünger als die übrigen Teilnehmer des Camps. Auf der Überfahrt von Gladstone hierher nach Heron Island hatte sie neben Hannah im Boot gesessen und als eine der Ersten zu den bereitliegenden Spucktüten greifen müssen. Gestern Abend hatte Hannah sie noch getröstet, weil sie schreckliches Heimweh gehabt hatte. Jetzt drückte der Schuh. Während die anderen Camp-Teilnehmer eher genervt von

ihr waren, fühlte Hannah sich irgendwie für sie verantwortlich, wie eine große Schwester.

Laura hatte jeden von ihnen im Hotel für die Wanderung mit einem Paar Schuhe und einem langen Wanderstock ausgestattet.

»Besser, der Schuh drückt, als dass das Riff dir die Füße zerschneidet oder du in einen Seeigel trittst«, sagte Hannah und lächelte aufmunternd. »Die laufen sich bestimmt noch ein, mach dir keine Sorgen.«

»Ich mache mir keine Sorgen, ich habe nur Blasen an den Füßen. Und es ist zu heiß«, quengelte Stina, während sie weitergingen.

Hannah sah sich nach Nicolas um, konnte ihn aber nirgends entdecken. Er schien nicht am Ausflug teilzunehmen. Schließlich wateten sie in das seichte Wasser. Tatsächlich war das Meer hier, vor dem herrlich weißen Sandstrand der klitzekleinen Insel, nur kniehoch.

»Wir gehen jetzt auf dem Dach des Riffs, das die Insel umgibt. Das tiefe Meer beginnt erst an der Riffkante hinter der Bucht.«

Hannah schaute auf ihre Füße. Das grün schimmernde Wasser war kristallklar und erstaunlich warm.

»Auch dieses Riff ist Teil des Great Barrier Reef, von dem ihr bestimmt schon einmal gehört habt. Es ist mit knapp dreihundertfünfzigtausend Quadratkilometern das größte von Lebewesen geschaffene Gebilde auf unserem Planeten. Weiß jemand von euch, welche Lebewesen für die Entstehung verantwortlich sind?«

Gleich mehrere der Mädchen und Jungen um Hannah herum hoben den Arm. Als wären sie hier in der Schule.

»Korallen«, sagte Kamal, ein schmaler Junge mit dunklen Augen und dunklem Haar, von dem Hannah wusste, dass er aus Indien stammte. Sie waren einer nach dem anderen im Camp eingetroffen, und sie hatte bisher noch nicht die Gelegenheit gehabt, mit allen ausführlich zu sprechen.

»Richtig«, lobte Laura. »Viele wissen nicht, dass Korallen auch Tiere sind.«

»Sei vorsichtig mit ihnen!«, hörte Hannah hinter sich jemanden sagen.

Als sie sich umdrehte, sah sie Lorenzo neben Denise, einem dunkelhaarigen Mädchen aus Frankreich. Erst auf den zweiten Blick erkannte sie, dass Lorenzo zwei der Schildkrötenbabys in der Hand hielt. Offenbar hatte er sie bis hierher ins Meer getragen. Abgeschirmt von Denise ließ er sie sanft ins Wasser gleiten. Hannah schaute zu Laura, die vorne zu den anderen sprach und nichts davon mitbekam. Lorenzo, der mit auf die Knie gestützten Händen beobachtete, wie die Schildkröten rasch davonschwammen, blickte zu ihr auf. Sie hob den Daumen, und er strahlte sie an.

»Könnt ihr dahinten auch diese Koralle hier sehen?«, ertönte Lauras Stimme etwas lauter. Ein halbes Dutzend Köpfe fuhr zu ihnen herum. Offenbar waren sie gemeint gewesen. Hannah spürte, wie ihr das Blut in den Kopf stieg.

Erst als die Gruppe vor ihnen sich etwas teilte, konnte Hannah erkennen, dass Laura ein kleines Gebilde in der Hand hielt.

»Ich sagte gerade, diese Steinkoralle hier heißt ›Acropora‹. Und sie ist das beste Beispiel dafür, dass die Natur sich schon selbst zu helfen weiß. Dieses Riff ist wie alle Korallenriffe extrem vom Treibhauseffekt bedroht. Schon eine minimale Erhöhung der Wassertemperatur kann die empfindlichen Korallentierchen erheblich stören. In unserem Labor auf der Insel haben wir es in kleinen Aquarien simuliert: Steigt die Temperatur des Meeres in den nächsten Jahren weiter an, drohen die Korallen massiv abzusterben. Hinzu kommt, dass das CO₂ in der Atmosphäre das Meer versauern lässt, wodurch weniger Kalkschalen aufgenommen werden können.«

Hannah hatte davon bereits gelesen. Auch hatten sie in der Umwelt-AG ihrer Schule darüber gesprochen.

»Aber wie gesagt, die Korallen hier sind schlauer, als man denkt«, referierte Laura. »Bei einer Erwärmung des Wassers gibt die Koralle eine Schwefelverbindung in das Meer ab, die dann in die Atmosphäre aufsteigt und dort für die Bildung von Wolken sorgt. Wol-

ken bedeuten jedoch Schatten. Und Schatten bedeutet eine Abkühlung des Wassers. Das heißt, diese Korallen hier machen sozusagen ihr eigenes Wetter.«

Dann hatten die Korallen vielleicht für das Unwetter gestern gesorgt, dachte Hannah fasziniert.

»Es gibt also immer noch Hoffnung. Nichtdestotrotz müssen wir den Korallen helfen. Indem wir alle uns weiter dafür einsetzen, dass der Treibhauseffekt gestoppt wird.«

Zustimmendes Gemurmel erhob sich.

»Genau deswegen sind wir ja hier«, flüsterte Hannah kaum hörbar.

»Das ist wahr!«, stimmte Lorenzo ihr zu und grinste sie an.

Hannah spürte ein Kribbeln im Bauch, das von einem plötzlichen Frösteln abgelöst wurde. Das Wasser an ihren Beinen schien kälter zu werden, je näher sie der Riffrande kamen.

»Und die zweite große, von uns Menschen gemachte Gefahr für diesen Planeten ist das Plastik«, fuhr Laura fort, während sie eine kleine Wasserflasche aus ihrem Hosenbund zog und in die Luft hielt. »Bis so ein Teil hier abgebaut wird, dauert es vierhundertfünfzig Jahre. Jedes Jahr gelangen zehn Millionen Tonnen Plastik ins Meer. Und die Auswirkungen sieht man dann hier bei uns im Pazifik. Die Schildkröten fressen das Plastik, und es verstopft ihnen den Magen. Die Verdauung des Plastiks bewirkt die Bildung von Gasen, sodass die Schildkröten sich aufblähen und an der Oberfläche treiben, weil sie nicht mehr tauchen können. Dort verhungern sie dann oder sind leichte Beute – samt dem Plastik. Seit über zweihundert Millionen Jahren bevölkern Schildkröten unsere Erde, und heute sind sie vom Aussterben bedroht.«

Hannah spürte, wie Ärger in ihr aufstieg. Die Art von Empörung, die sie veranlasst hatte, an den Freitags-Demonstrationen zu Hause in Berlin teilzunehmen. Das ungute Gefühl, das sich über die letzten Monate allmählich in blanke Wut verwandelt und letztlich dazu geführt hatte, dass sie hier ins Camp gekommen war.

Über die Plastikfrage hatte sie sich zuletzt sogar beinahe mit ihrer Mutter zerstritten, die nicht bereit war, im Haushalt komplett auf Plastik zu verzichten. Genau die egoistische Haltung der Erwachsenen, für die Hannah kein Verständnis mehr aufbringen konnte.

»Passt auf die Korallenbänke auf«, hörte sie Laura sagen. »Und tretet nicht auf die Seegurken!«

Hannah schaute angestrengt auf den Meeresboden. »Wie sieht eine Seegurke überhaupt aus?« Sie hatte den Gedanken laut ausgesprochen.

»Wie eine Wurst mit fiesen Stacheln«, antwortete Stina.

Jetzt, da das Wasser bis zu den Oberschenkeln reichte und sie sich in engen Kurven um die Korallenbänke schlängeln mussten, war Hannah froh über den langen Wanderstock.

»Da sind wir!«, verkündete Laura endlich und deutete vor sich.

Als Hannah zu ihrer Führerin aufgeschlossen hatte, sah sie, wie der Meeresboden vor ihnen plötzlich steil abfiel. Dahinter begann das dunkle Blau des tiefen Meeres. Gerade wollte sie sich bei Laura erkundigen, ob man hier tauchen konnte, als sie im Wasser einen dunklen Schatten bemerkte. Die Sonne spiegelte sich in den Wellen, sodass sie das Objekt wieder aus dem Blick verlor. Sie kniff die Augen zusammen. Da war es wieder! Diesmal deutlich größer. Vielleicht ein Hai, dachte sie.

Sie streckte den rechten Arm aus, um darauf zu zeigen, als plötzlich eine schwarz glänzende Gestalt aus dem Wasser schoss. Bevor sie erkennen konnte, was da direkt vor ihr auftauchte, stieß Laura neben ihr einen Schrei aus. Hannah drehte sich erschrocken zur Seite und sah in das verzerrte Gesicht ihrer Führerin. Langsam folgte sie Lauras ungläubigem Blick und bemerkte den langen Speer, der in Lauras rechter Brust steckte.

2

Berlin

Sie war spät dran. Ihre Füße waren eiskalt. Seit einer Woche schon funktionierte die Heizung nicht richtig. Sie musste dringend mit dem Vermieter sprechen. Altbau hin oder her: Eine einigermaßen warme Wohnung konnte man wohl verlangen. Caroline suchte ihre Sneakers und schlüpfte hinein, obwohl sie noch nicht mit dem Schminken fertig war. Vielleicht lag es auch daran, dass sie Hannahs Zimmer im Augenblick nicht heizte. Leer und kalt lag es dort, am Ende des Flures. Auch wenn sie erst ein paar Tage fort war, vermisste sie sie schon jetzt sehr. Die frühe Trennung von Hannahs Vater Kyle, den ihre Tochter nur alle paar Monate sah, hatte sie beide zusammengeschweißt. Caro und Hannah gegen den Rest der Welt, so war es lange gewesen.

Der Begeisterung darüber, dass Hannah von *Life for Tomorrow* für das Camp als einzige deutsche Teilnehmerin ausgewählt worden war, war rasch ein flaves Gefühl in der Magengegend gefolgt. Die erst fünfzehnjährige Tochter allein fast fünfzehntausend Kilometer um den Globus zu schicken konnte wohl keiner Mutter gefallen. Aber sie hatte Hannah die Chance natürlich nicht nehmen wollen. Und weil Hannah es sich, ohne zu zögern, zutraute, war sie auch ein bisschen stolz darauf, wie selbstständig und mutig ihr kleines Mädchen war. Überhaupt war Hannah für ihr Alter erstaunlich verantwortungsbewusst.

»Sie hat eine alte Seele«, behauptete Kyle stets mit Verweis auf irgendeinen vorchristlichen englischen Aberglauben.

Hannahs Verantwortungsbewusstsein reichte jedenfalls weit über ihren persönlichen Alltag hinaus. Alles hatte damit begonnen, dass Hannah Vegetarierin wurde und an ihrer Schule eine Arbeitsgemeinschaft für den Umweltschutz gründete. Ihre geliebte »Umwelt-AG«. Sie gehörte zu den Ersten, die auch in Berlin die Freitagsdemonstrationen ins Leben riefen. Seit zwei Jahren engagierte das Mädchen sich nun bereits für den Klimaschutz.

Leider hatten sie beide sich deswegen zuletzt auch immer häufiger in die Wolle bekommen. Als sie in den Schulferien mit ihr nach Fuerteventura fliegen wollte und Hannah sich weigerte, für reinen Urlaubsspaß in ein Flugzeug zu steigen. Als ihre Tochter nicht mehr mit ihrem in die Jahre gekommenen Auto fahren wollte und sie zum Verkauf drängte. Als Hannah von einem Tag auf den anderen jegliches Plastik aus ihrer Wohnung verbannen wollte. Als Hannah ein Kleid, das sie ihr zum Geburtstag geschenkt hatte, umtauschen wollte, um von dem Geld Secondhandkleidung zu kaufen. Vor allem aber als Hannah begann, in der Schule schlechtere Noten zu schreiben, und schließlich immer häufiger, nicht mehr nur freitags, den Unterricht schwänzte.

Eines Mittags hatte es an der Tür geklingelt, und die Polizei hatte Hannah zu Hause abgeliefert. Sie war komplett mit gelber Farbe beschmiert gewesen. Dreitausendfünfhundert Liter hatte sie zusammen mit Greenpeace-Aktivisten auf den Straßen rund um die Siegessäule verteilt, um unter dem Motto »Sonne statt Kohle« gegen den verschleppten Kohleausstieg zu demonstrieren. Sie hatte Hannah direkt in die Badewanne verfrachtet.

Bei der Erinnerung daran musste Caroline lächeln, auch wenn sie damals ganz anders reagiert hatte. Sie griff nach der Bambus-Dose mit dem Rouge. Garantiert plastikfrei. Erst durch Hannah hatte sie erfahren, dass Kosmetika meist nicht nur in Plastik steckten, sondern oft auch Plastik in den Kosmetika. Mikroplastik. Das waren kleinste Kunststoffteilchen, die am Ende die Weltmeere verschmutzten und zuletzt sogar in die Nahrungsketten gelangten. Sie blickte in den Spiegel und seufzte. Die Frau, die ihr entgegenschautete, war zwar plastikfrei, hatte aber auch schon hübscher ausgesehen. Vor allem sah man ihr die Müdigkeit an.

Sie warf einen Blick aufs Handy. Noch immer keine Antwort. Schon seit vorgestern hatte sie nichts mehr von Hannah gehört. Davor hatte sie beinahe im Zehn-Minuten-Takt Berichte und Fotos aus Australien geschickt. Bilder von türkisblauem Meer und

traumhaften Sandstränden. Dann war plötzlich Funkstille gewesen.

Vielleicht machten sie einen Ausflug, und sie hatte dort unten keinen Handyempfang. Oder der Akku ihres Handys war leer. Oder aber, und dies hielt Caro für am wahrscheinlichsten, sie hatten die Telefone im Camp abgeben müssen. Hier in Berlin konnte Hannah sich von ihrem Smartphone gar nicht lösen; man konnte keine Minute mit ihr sprechen, ohne dass sie nebenbei etwas auf ihrem Handy tippte. Und nun, wenn man mal selbst auf eine Nachricht hoffte, blieb es stumm.

Acht Stunden waren sie dort unten voraus, also war es bei Hannah jetzt später Nachmittag. Bestimmt würde sie sich im Laufe des Tages bei ihr melden, spätestens bevor sie schlafen ging. Eigentlich war es ja ein gutes Zeichen. Solange man nichts hörte, war alles in Ordnung.

Caro legte die Armbanduhr an und erschrak, wie spät es schon war. Um neun Uhr musste sie im Sender sein. Sie stürmte aus dem Bad, griff nach Jacke und Tasche, sammelte auf der Kommode im Flur Portemonnaie und Schlüsselbund ein. Dann fiel ihr auf, dass sie ihr Handy im Bad vergessen hatte. Immer noch keine Nachricht von Hannah. Auf dem Weg nach draußen bog sie in die Küche ab und trank den Becher mit dem fast kalten Kaffee in einem Schluck aus.

Ihr Telefon vibrierte kurz. Na endlich, Mädels, dachte sie und merkte, wie ihr augenblicklich leichter ums Herz wurde.

Mit der Tasche in der einen Hand und dem Smartphone in der anderen hetzte sie zur Wohnungstür und legte die Sicherheitskette ab.

Wo bleibst du Caro???? LG Babsi, las sie vom Display, als sie die Tür öffnete, gegen ein Hindernis prallte und dabei einen spitzen Schrei ausstieß. Erschrocken wich sie zurück.

»Verzeihen Sie, wir wollten gerade klingeln. Sind Sie Frau Beck?«

Irritiert starrte Caro auf die beiden Gestalten, einen Mann und eine Frau, die direkt vor ihrer Tür standen.

»Mein Name ist Apel vom Bundeskriminalamt. Und dies ist meine Kollegin Frau Klein.« Beide hielten ihr einen Ausweis entgegen. »Wir würden gern mit Ihnen sprechen.« Der Mann setzte eine betroffene Miene auf. »Es geht um Ihre Tochter Hannah.«

Lorenzo
6 Tage

3

Tofino, Vancouver Island

Langsam glitt das Kajak durchs Wasser. Nebel hing in den Wipfeln der umliegenden Wälder und versperrte den Blick hinauf zu den Bergen. Es war ein typischer Novembertag hier an der zerklüfteten Küste des Clayoquot Sound, vielleicht ein paar Grad zu warm für diese Jahreszeit.

Die letzte Stunde auf dem Wasser, die körperliche Anstrengung und die prachtvolle Kulisse auf dem Weg nach »Tuff City«, wie die Surfer den Ort liebevoll nannten, hatten die schlimmen Bilder seines Traums vertrieben, der ihn am frühen Morgen aus dem Schlaf gerissen hatte.

So war er früher aufgebrochen als ursprünglich geplant. Je eher er seine Besorgungen in der Stadt erledigte, desto früher konnte er sich auf den Weg zurück in die selbst gewählte Abgeschiedenheit machen. Vorsichtig näherte er sich der Anlegestelle, legte das Paddel hinter sich ab, löste den Spritzschutz und zog sich auf den Steg.

»Schau an, welch seltener Gast! Marc Ze German«, hörte er eine Stimme vom Ende des Piers. Dort saß der alte Sam. Mit seinem langen, gelblich grauen Bart, den schmalen Augen und der weißen Mähne hätte er gut als Goldsucher des zwanzigsten Jahrhunderts durchgehen können – solange man darüber hinwegsah, dass ihm beide Beine fehlten.

»Lebst du immer noch?«, entgegnete Marc, während er sein Kajak aus dem Wasser hievte.

»Leben« würde ich das nicht nennen, aber ich bin noch nicht tot.«

Erst jetzt roch er den strengen Duft von Marihuana.

»Kannst dein Boot ruhig im Wasser lassen. Das alte Ding stiehlt hier niemand. Ist ja kein Surfbrett.«

Er überhörte den Rat des alten Mannes und schob das Kajak ein Stück hinauf auf den Steg. Dann nahm er den Rucksack aus dem Stauraum. Jeder in Tofino kannte Sam.

»Willst du?«, fragte der und hielt ihm den Joint entgegen.

Er lehnte dankend ab.

»Ist gegen den Phantomschmerz. Du ahnst nicht, wie sehr Beine schmerzen können, die man gar nicht mehr hat. Ist wie mit der Liebe.« Er zog an dem Stummelchen in seiner Hand. »Warst lange nicht mehr hier, Marc.«

Er nickte. »Ich hatte viel zu tun.«

Sam stutzte kurz, dann lächelte er. »Das glaube ich gern. Und wie weit bist du?«

»Wenn man ein Haus baut, ist man niemals fertig.«

»Aber du kannst uns schon ab und zu mal hier unten besuchen. Wir Tofitians werden immer weniger, die Touristen immer mehr.«

»Ich habe dort oben alles, was ich brauche.«

Der Alte lächelte erneut und gab den Blick auf eine große Zahn-
lücke frei. »Außer Gesellschaft.«

»Ich habe die Bären. Und die Wölfe.«

»Ich würde auch dort oben leben, wenn ich noch Beine hätte. Aber mit dem Rollstuhl fährt es sich schlecht im Regenwald.«

»Vielleicht nehme ich dich mal mit, alter Mann«, sagte Marc und klopfte ihm auf die Schulter.

»Weißt du, wie viel *Vielleicht* hier in dem Joint steckt? Das ist wahrscheinlich das Übelste an dem Zeug.«

»Also, wenn einer mein Boot stehlen möchte, halte ihn fest, Sam!«

»Kannst dich auf mich verlassen. Vielleicht gehe ich aber auch gleich surfen.«

Marc musste schmunzeln. Seinen Humor hatte Sam mit seinen Beinen nicht verloren.

Er machte sich auf zum Eisenwarengeschäft am Ende der Hauptstraße, wo er mit seinen Besorgungen beginnen wollte. Danach plante er noch einen Besuch bei der Bank und im einzigen Internet-Café von Tofino, um seine E-Mails abzurufen. Außerdem wollte er seine Schwester anrufen, um ihr zu sagen, dass es ihm gut ging. Der letzte Anruf war bereits viel zu lange her; er hatte versprochen, sich regelmäßig zu melden.

Die kleine Stadt erwachte gerade erst. Außer ein paar Surfern, die zu dieser Jahreszeit vermutlich am Chesterman Beach die ersten Wellen des Tages mitnehmen wollten, war kaum jemand unterwegs. Obwohl er tatsächlich länger nicht hier gewesen war, spürte er sofort wieder die Magie, die ihn erfasst hatte, als er vor vielen Jahren für eine Reportage das erste Mal das Ortschild von Tofino passiert hatte.

Umgeben vom Pazifik, den Inseln und Buchten, dem kalten Regenwald und den Bergen, befand sich die kleine Hafenstadt an einem der schönsten Plätze der Erde.

Es war einer der Orte, den man vor anderen geheim hielt, weil man Sorge hatte, dass er seinen Zauber verlor, wenn man davon erzählte – oder aber, dass andere dort hinkamen und ihn durch ihre bloße Anwesenheit veränderten. Dort, wo das Festland von Vancouver Island sich in Hunderte Inseln zerklüftete und der Handyempfang aufhörte, dort begann die Entspanntheit: kein Wunder, dass Tofino früher vor allem eine Hippie-Hochburg gewesen war, ein Paradies für Suchende und Aussteiger – wie ihn.

Der kleine Baumarkt hatte tatsächlich noch geschlossen. Vermutlich war Fred, der Besitzer, selbst noch draußen auf der Jagd nach den besten Wellen oder aber angeln. Marc schaute sich um. In *Daisy's Diner* brannte schon Licht.

»Marc Ze German!«, begrüßte Fanny ihn hinter dem Tresen mit einem breiten Lächeln. Ihr gehörte das Diner, in dem es niemals eine Daisy gegeben hatte. »Wir hatten schon Sorge, du wärst da oben in der Wildnis verloren gegangen. Oder zurück nach Deutschland.«

Er nahm am Tresen Platz. Außer ihm waren noch ein Mann in Arbeitskleidung und zwei junge Frauen im Gastraum. Der Arbeiter las Zeitung, die beiden Mädchen schauten müde aus dem Fenster. Auf einem der mannshohen Kühlschränke stand ein Fernseher, in dem Nachrichten liefen.

Fanny goss Kaffee in einen Becher und stellte ihn vor Marc ab. »Was essen?«, fragte sie. Tatsächlich hatte ihn die Fahrt hierher hungrig gemacht. »Ich habe Donuts mit Ahornsirup und Speck. Dazu kann ich dir ein Rührei machen.«

Diesem Angebot konnte er nicht widerstehen. Oben in der Hütte bestand sein Frühstück aus Kaffee, sonst nichts. Seitdem er sich entschieden hatte, Selbstversorger zu werden, gab es für ihn keine Donuts mehr, auch keinen Sirup und keinen Speck.

»Was treibt dich hierher, und dann auch noch so früh?«

»Dein Frühstück«, sagte er, während er einen großen Schluck Kaffee nahm.

»Du Schwindler!«

»Kannst du das lauter machen?«, bat er und zeigte auf den Fernseher. Er hatte kein Handy, weder Telefon noch Internet und besaß auch keinen Fernseher. Wenn auf der Erde Außerirdische landeten, der Dritte Weltkrieg ausbrach oder die Browns den Superbowl gewannen – er würde es nicht mitbekommen. Auch nicht, ob der Krieg in Syrien beendet war. Bei dem Gedanken an Syrien schüttelte es ihn. Er hatte lange nicht mehr daran gedacht, heute wieder vermutlich wegen seines Traums.

Fanny hielt die Fernbedienung in Richtung des Fernsehers und drückte immer wieder auf die Tasten. »Lauter geht nicht, ich glaube, der ist kaputt. Ich muss mich um den Speck kümmern.« Sie legte die Fernbedienung beiseite.

Die Bilder sagten ihm nichts. Irgendwelche Kids demonstrierten irgendwo gegen irgendetwas. *There is no Planet B* stand auf einem Plakat, das einer der Protestierenden in die Höhe reckte. Während Marc noch über die Bedeutung nachdachte, stellte Fanny ihm ei-

nen Teller vor die Nase, der einem Kalorienattentat gleichkam, aber köstlich duftete.

Der Mann in Arbeitskleidung erhob sich, sprach kurz mit Fanny und verließ das Restaurant. Nun waren sie nur noch zu viert. Marc war sich sicher, dass das Diner in zwei Stunden aus allen Nähten platzen würde, wenn die Frühaufsteher vom Strand zurückkehrten und hier mit den Langschläfern um die Plätze konkurrierten.

Nun war im Fernsehen ein Reporter zu sehen, der vor der nachtschwarzen Kulisse einer Stadt in Nahost berichtete.

»Ein Kollege von dir?«, fragte Fanny.

Er zuckte mit den Schultern, was heißen sollte, dass er den Mann nicht kannte. Und dass er auch nicht wusste, ob er überhaupt noch ein Fernsehreporter war. Vielleicht war er ja nur noch eine jüngere Ausgabe von Sam, mit Beinen.

Die Donuts waren hervorragend. Ebenso wie der Kaffee. Kein Vergleich zu dem Koffein-Gebräu, das er sich auf seiner Ofenstelle zurechtkochte.

Missing Kids, Heron Island, Australia, wurde unter dem Bild einer blonden Reporterin eingeblendet. Sie stand an einem herrlich weißen Sandstrand. Über ihr kreisten Möwen.

Das war nicht die Art von Nachricht, die ihn hier am anderen Ende der Welt interessierte. Er hatte eher gehofft, sich auf den neuesten Stand der Weltpolitik zu bringen.

Auch das Rührei war auf den Punkt gestockt, aber noch cremig. Fanny verstand ihr Handwerk. Jetzt hatte sie nichts zu tun und schaute gemeinsam mit ihm auf den Fernsehbildschirm.

»Schreckliche Sache, das mit den Kindern«, sagte sie. »Zwölf Teenager und ihren Betreuer haben die entführt, ein Mädchen, eine einheimische Begleiterin aus dem Hotel, dabei beinahe erschossen. Mit einer Harpune.« Sie schüttelte sich und warf ihr Geschirrhandtuch über die Schulter. Jetzt wurde die Insel im Fernsehen von einem Hubschrauber überflogen. Der Ton war immer noch zu leise.

Marc kniff die Augen zusammen. Heron Island. Die Insel kannte

er nicht, aber laut der eben eingeblendeten Bauchbinde lag sie in Australien. In Gedanken ging er die extremistischen Gruppen durch, die in den einzelnen Regionen der Welt ihr Unwesen trieben. Doch in Australien war ihm nichts davon bekannt. Auch nicht von irgendwelchen Unruhen oder ethnischen Konflikten, die hinter so einer Entführung stecken konnten. Australien war auf der Landkarte der Kriege und des Terrorismus für ihn bislang ein weißer Fleck.

»Sie drohen seit gestern damit, jede Woche eines der Kinder zu töten«, sagte Fanny. »Live vor der Kamera!«

Das war eine neue Qualität von Terrorismus, der Bruch eines der letzten Tabus. Der IS hatte bereits live vor der Kamera getötet, und in Kriegen waren Kinder stets die unschuldigsten Opfer. Keiner wusste das besser als er. Aber Kinder live vor der Kamera ermorden?

Plötzlich hatte er keinen Appetit mehr. Er legte die Gabel beiseite und widmete sich ganz den Bildern auf dem TV-Gerät, wo jetzt zu sehen war, wie jemand auf einer Trage in ein Krankenhaus gerollt wurde. Anscheinend die verletzte Begleiterin der Jugendlichen. Dann wurde eine Landkarte eingeblendet, die zeigte, dass die betroffene Insel östlich von Australien lag.

Darauf das Passfoto eines Teenagers. *Lorenzo di Matteo, Italien*, stand darunter.

»Das ist der Junge, den sie als Erstes umbringen wollen«, kommentierte Fanny. »Wie schrecklich das für die Eltern sein muss!«

Marc wollte es sich nicht einmal vorstellen.

Bei der nächsten Einblendung traf ihn der Schlag.

Gezeigt wurden drei Reihen von Passfotos. Marc sprang auf, worauf der Barhocker, auf dem er saß, krachend umfiel.

Sein Arm fegte den Teller mit dem Rührei vom Tresen.

Fannys erschrockener Aufschrei übertönte das Geräusch zer springenden Porzellans.

Das dritte Foto von links kannte er.

Es gab keinen Zweifel, denn er hatte es selbst gemacht.

Es zeigte seine Nichte Hannah.